

Über Konservatismus und Romantiker

Gedanken zur
,Gegensätzlichkeit der Leidenschaften'
vor dem Hintergrund der
,religiösen Frage nach Sein und Nicht-Sein'.

HORST TIWALD

<www.horst-tiwald.de>
26. Juli 2007

I.

Es erstaunt immer wieder, mit welcher Leichtigkeit und Endgültigkeit hervorragende Denker nach Belieben eingeordnet und abgestempelt werden.

Sehr herabwürdigende Prädikate sind es, wenn man heute jemanden als einen „Vertreter des Konservatismus“ oder als „Romantiker“ abstempelt, denn dies suggeriert, dass jener ein „ewig Gestriger“ sei, der aus der Geschichte nichts gelernt hätte.

Nun kann aber genau das Gegenteil der Fall sein!

Jemand, der in seinem Denken seiner Zeit weit voraus ist, darf sicher nicht hoffen, von seiner Zeit verstanden und anerkannt zu werden.

In gewisser Hinsicht stellt eben auch er sich gegen seine Zeit.

Dies macht er aber oft gerade deswegen, weil er aus der Geschichte etwas gelernt hat, und weil er der „eigentlich Fortschrittliche“ ist.

Dies wird in jener Zeit, in der er selbst lebt, allerdings selten erkannt.

Weil er „aus der Tradition heraus das Gegenwärtige mit Blick auf künftige Folgen kritisiert“, wird er eben als ein „Konservativer“ abgetan.

In der gesellschaftlichen Praxis ist es eben so, dass in jeder Zeit das Wort „*fortschrittlich*“ nur bedeutet, mehr oder weniger „populistisch im Strom der jeweiligen Zeit zu schwimmen“.

Man gehört dann als „Progressiver“ eben zur „anerkannten Elite des jeweiligen Modernismus“.

Dies ist eben so, sowohl in der Wissenschaft als auch in der Kunst.

Für den „aus der Tradition heraus voraus-denkenden Querdenker“ bedeutet dies oft, dass er gerade von den populären Größen der jeweiligen Zeit ignoriert, bzw. bestenfalls verlacht oder verleumdet wird.

Die Wörter „*Konservativismus*“ (bzw. „*Konservatismus*“) und „*Romantiker*“ leisten dabei auch heute besondere Dienste.

Betrachtet man die Schriften von EDMUND BURKE¹, der in Lexika als „*Vater des Konservativismus*“ gehandelt wird, und jene von ADAM MÜLLER², der die Gedanken von BURKE fortführte und in sei-

¹ Der in IRLAND geborene EDMUND BURKE lebte 1729 bis 1797. Er hat mit seinen Gedanken, insbesondere zur Ästhetik, auch IMMANUEL KANT beeinflusst. Er war auch Politiker und Unterhausabgeordneter. Besonders herausgefordert hat seine Kritik an den Zielen und am Verlauf der Französischen Revolution.

² ADAM MÜLLER wurde 1779 in Berlin geboren. Über sein Denken schrieb FRIEDRICH BÜLOW: „*Adam Müller gilt gemeinhin als der Hauptvertreter der politischen Romantik. Was Romantik ist, das lässt sich allerdings begrifflich kaum bestimmen. Es hieße ja auch: sich an dem Geist der Romantik versündigen, wollte man durch einen Begriff eine Weltanschauung und Lebensstimmung einzufangen versuchen, der alles begriffliche Erfassen*

seiner „*Lehre vom Gegensatz*“³ eine besondere Form gab, dann trifft man bei diesen Denkern auf eine konkrete Kritik an ihrer Zeit und auf ein voraussichtiges Mahnen.

Wenn Wissenschaft die Fähigkeit auszeichnet, sichere Prognosen zu stellen, dann muss es auch aus wissenschaftlicher Sicht verblüffend sein, wie zutreffend die Vorausschau dieser Denker in sehr vielen Fällen war.

Es wäre also an der Zeit, auf das hinzusehen, was diese hervorragenden Beobachter und Denker in ihrer Zeit tatsächlich gesagt haben, und auch ihre Methode zu beachten, mit der sie zu jener Vorausschau kamen.

Man kann sich dann selbstständig eine Meinung über deren Denken bilden.

Wenn man die von ADAM MÜLLER im Frühling 1812 in WIEN gehaltenen und 1967 neu herausgegeben „*Zwölf Reden über die*

durch und durch zuwider war, die dem toten Buchstaben rationaler Wissenschaft die Idee lebendiger Erkenntnis entgegenstellte. Die romantische Wissenschaft verpönte jegliche Art begrifflicher Eindeutigkeit: der denkende Mensch trat hinter dem empfindenden und ahnenden Subjekt zurück. Die poetisch-anschauliche Erfassung der Dinge wurde der logischen Analyse vorgezogen. Was aber ist die Idee der Romantik, worin ist ihr Wesen zu sehen? In ihren Anfängen war die Romantik eine von einer Gruppe jugendlicher Dichter und Denker ausgehende Reaktionsbewegung gegenüber Individualismus und Rationalismus gewesen. Man wollte aus der Enge der Einsamkeit heraus und die Leere der reinen Verstandesbestimmungen überwinden. Man sehnte sich nach Gemeinschaft und Untertauchen im Leben eines Volkes ... Die Zusammengehörigkeit war ihnen eine naturgegebenes Verhältnis, das Zusammenleben eine von Begeisterung erfüllte Ideengemeinschaft.“ In: ADAM MÜLLER: „*Vom Geist der Gemeinschaft - Elemente der Staatskunst – Theorie des Geldes*“ (Zusammengestellt und eingeleitet von FRIEDRICH BÜLOW), ALFRED KRÖNER-VERLAG Leipzig 1931, Seite XVII-XVII.

³ ADAM MÜLLER: „*Die Lehre vom Gegensatz*“. In: ADAM MÜLLER (Hrsg. WALTER SCHROEDER und WERNER SIEBERT): „*Kritische/ästhetische und philosophische Schriften*“. Neuwied und Berlin 1967, Band 2.

*Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland*⁴ zur Hand nimmt, und das Nachwort des Herausgebers liest, welches un-kritisch verleumderische Behauptungen über den „charakterlosen“ ADAM MÜLLER weiter verbreitet, dann fragt man sich (wenn nämlich dies alles wahr sein sollte, und davon scheint der Herausgeber überzeugt zu sein):

- warum der Herausgeber es nicht lassen konnte, sich als Herausgeber mit diesen hervorragenden Reden zu schmücken, sich mit ihnen als Herausgeber selbst zu ehren und sich sogar mit einem Foto neben ein Bild, des aus seiner Sicht „charakterlosen“ ADAM MÜLLER, zu setzen?
- hier wirft sich von selbst die Frage auf, wer oder was „charakterlos“ ist.

Einige Punkte seien daher angeführt, die man beachten könnte, bevor man Verleumdungen weitergibt:

- man könnte genauer hinsehen, wer die Zeugen eigentlich sind, und wie ADAM MÜLLER vorher deren Leistung öffentlich bewertet hat, d.h. inwiefern wiederum deren Ansichten über ADAM MÜLLER (auch oder nur) Racheakte sind?
- inwieweit bei den in den Vordergrund gestellten Zeugen ein protestantisch-preußischer Patriotismus mitspielt, der es nicht verwinden konnte, dass ADAM MÜLLER in österreichische Dienste und zum Katholizismus übertrat?
- inwieweit ADAM MÜLLER zum Spielball einer mächtigen und korrupten Gesellschaft wurde?
- und vor allem müsste man beachten, inwieweit viele seiner politischen Handlungen durch seine „*Lehre vom Gegensatz*“ verständlich werden, in welcher es gerade nicht um „einseitige Parteilichkeit“, sondern um den „Ausgleich der Gegensätze“ geht, aus der es dann

⁴ ADAM MÜLLER: „*Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. Mit einem Essay und einem Nachwort von Walter Jens*“. Insel Verlag, Frankfurt am Main 1967.

gleich-gültig ist, in welchen Dienst man tritt, da man auf jeder Seite „menschlich“ wirken und dem Ganzen dienen kann, wodurch man sich natürlich zwangsläufig in die Gefahr begibt, sich zwischen alle Stühle zu setzen;

- dann könnte man sich weiter fragen, inwieweit man nun jemanden, der Spielball einer ganz offensichtlich korrupten Gesellschaft wurde (und sich seiner Lehre gemäß letztlich zwischen alle Stühle dieser Korruption gesetzt hat) als einen „*hemmungslosen Opportunisten*“, „*korrupt bis zum Exzess*“ und mit dem „*Charakter eines servilen Höflings*“ und als „*willfähiges Subjekt*“ bezeichnen kann? Dies bedarf schon eines besonderen Unverständnisses, bzw. einer argen Böswilligkeit. Da gäbe es viele heute noch hochgeachtete Geistesgrößen, denen man dies (aus der gleichen Geisteshaltung heraus) ebenfalls vorwerfen könnte, ganz zu schweigen von dem negativen Extremfall, dem menschlich allseits hochverehrten JEAN-JACQUES ROUSSEAU.
- um zu einem sachgerechten Urteil zu kommen, müsste man daher ADAM MÜLLERS „*Lehre vom Gegensatz*“ auch verstehen, was offensichtlich bei denen, welche die tradierten Verleumdungen kolportieren, nicht der Fall ist, wenn man zum Beispiel äußert: „*Die Lehre vom Gegensatz, Müllers Zentralidee, stellt alles mit allem zusammen und schafft die absonderlichsten Kombinationen ...*“

Diese absonderliche Lehre von ADAM MÜLLER finden wir bei EDMUND BURKE vorbereitet.

II.

EDMUND BURKE ging in seinem inneren Selbstbeobachten von Tatsachen seines Erlebens aus und verknüpfte seine Beobachtungen mit dem biologischen Wissen seiner Zeit.

In seinem „induktiven Vorgehen“ brachte er mit seinem wissenschaftlich veredelten Hausverstand seine persönlichen Erfahrungen zur Sprache.

Aus dieser „inneren Empirie“ heraus verdichtet sich für ihn die theoretische Annahme, dass „Vergnügen“⁵ und „Schmerz“ beide (ihrem Da-Sein nach!) „positiver Natur“ (d.h. ontologisch ihrem Sein nach positiv) seien. Diese gegensätzlichen „Leidenschaften“ dürften also nicht als das „logische Gegenteil des jeweils Anderen“ betrachtet werden.

BURKE widersprach damit dem auch heute noch wirkenden allgemeinen Bestreben, auch im „Bereich der Erscheinungen“⁶, alles auf einen Monismus zu reduzieren.

In diesem monistischen Bestreben wurden nämlich reale Gegensätze gedanklich dadurch beseitigt, dass man gedanklich eine der beiden gegensätzlichen Positionen eliminierte und sie dafür zum „logischen Gegenteil der verbliebenen Position“ erklärte.

⁵ EDMUND BURKE spricht von den Leidenschaften „*in einfachster und natürlichster Weise*“. Auf dieser elementaren Ebene bedeuten dann die Wörter „Vergnügen“, „Lust“ und „Freude“ noch nichts Unterschiedliches. Wenn diese Wörter hier in diesem Text verwendet werden, dann ist daher mit ihnen undifferenziert das Gleiche gemeint.

⁶ Dass man bei der Frage nach dem „Sein“ (nach der „Existenz“) auch in der „inneren Empirie“ zu einer „Einheit“ (zu einem „Eins-Sein“) kommt (also der Existenz nach zu einer monistischen Weltauffassung), das ist der gemeinsame Nenner aller religiösen Erfahrung. Aus dieser Erlebens-Tatsache ergibt sich aber keine Notwendigkeit, gedanklich diese Einheit im „Da-Sein“ auch auf die „Essenz“ (auf das so-seiende „Wesen“) zu übertragen, welche ihr „Sosein“ und ihr „Wertsein“ nur über „Unterschiede“, d.h. im „Dasein“ nur über reale „Gegensätze“ bekommt.

Aus dieser theoretischen Sicht hatte dann nur mehr eine der beiden Positionen ein „existenzielles Wesen“. Die „Erscheinung der gegensätzlichen Position“ wurde nur als „logische Negation“ (als „ab-artig“) angehängt.

Dieser gedankliche Trick drückt sich auch in der Sprache aus, in welcher man dann zum Beispiel nur von „Lust“ und „Unlust“ spricht.

So hängt die „Un-Lust“ in der Sprache von der „Abwesenheit der Lust“ ab, die sich dann bei der „Un-Lust“ gedanklich ins „Nichts“ verflüchtigt.

Diese Schablonen der Sprache zwingen das Denken zum Fortsetzen des monistischen Reduzierens.

Diese monistische Reduktion führt dann natürlich zu der Frage, welche der beiden Positionen eigentlich die wirkliche und welche von beiden die nur abgeleitete sei.

Je nach Entscheidung dieser (durch die monistische Reduktion bereits zwingend vorgegebenen) Frage, meinten:

- die einen, annehmen zu müssen, dass der Mensch in seinem Wesen „gut“ sei und dass das „Böse“ bloß eine Abwesenheit des Guten bedeute;

Diese Feststellung provozierte natürlich (aus der tatsächlichen Welt-Erfahrung heraus) zum Behaupten des Gegenteils:

- nämlich, dass der Mensch im Grunde böse und sündig sei und daher der Erziehung, der Kultur und der Religion bedürfe, um mit göttlichem Beistand das Böse zu besiegen und „erlöst“ zu werden.

In die gleiche gedankliche Not gerät das monistische Streben, wenn es nun darum geht, die Frage nach den „Leidenschaften“ zu beantworten.

In der „Welt der Erscheinungen“ eine dualistische Auffassung zu vertreten, lag (auch aus der konkreten Erfahrung heraus) daher als Ausweg sehr nahe.

EDMUND BURKE schrieb:

„Ich für meinen Teil bin mehr zu der Annahme geneigt, dass Schmerz und Vergnügen, wenn sie in einfachster und natürlichster Weise affizieren, beide von positiver Natur sind und in ihrer Existenz keineswegs notwendig voneinander abhängen.“⁷

Um diese Sicht von BURKE nachvollziehen zu können:

- sollte man sich aber nicht fragen, was die Wörter: *Vergnügen, Schmerz, froh, erhaben*, usw. „eigentlich“ bedeuten (man sollte also nicht einen Wort-Realismus verfallen);
- sondern man sollte genau umgekehrt fragen, nämlich welche Realität BURKE eigentlich „schaut“ und sie dann mit diesen Wörtern bezeichnet (d.h. wofür BURKE ein bestimmtes Wort als „Name“ gebraucht).

Man sollte also nicht danach fragen, ob BURKE diese Wörter so wie „man“ sie heute gebraucht verwendete, sondern wie „er“ sie gebrauchte, d.h. man sollte versuchen nachzuvollziehen, welche erlebbaren Unterscheidungen er mit diesen Wörtern markierte.

Die Frage ist daher nicht, ob BURKE zum Beispiel „das“ Erhabene versteht, sondern welcher erlebbaren Tatsache BURKE den Namen „*erhaben*“ gibt.

Es geht um das unmittelbare Erfassen dessen, was BURKE beachtete, wenn *„Schmerz und Vergnügen, in einfachster und natürlichster Weise affizieren“*.

⁷ EDMUND BURKE: *„Philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Ideen vom Erhabenen und Schönen“*. Hamburg 1989 ISBN 3-7873-0944-6.

Für BURKE ist also das, was er auf dieser Erlebens-Ebene mit „Schmerz“ bezeichnet:

- weder die „Negation des Vergnügens“,

noch ist für ihn das, was er auf jener Erlebens-Ebene mit „Vergnügen“ bezeichnet:

- die „Abwesenheit von Schmerz“.

Diese gedankliche Konstruktion erinnert in gewisser Hinsicht an das „*Yin-Yang-Modell*“ des *traditionellen chinesischen Denkens*. Auch *Yin* und *Yang* sind Erscheinungen mit eigener Qualität. Es gibt aber zum „*Yin-Yang-Modell*“ auch einen wesentlichen Unterschied.

Vergnügen und Schmerz verhalten sich in der Theorie von BURKE zwar zueinander ähnlich wie *Yin* und *Yang*. *Yin* und *Yang* sind aber zwar eigenständig, aber sie gehören trotzdem zusammen und „hängen dialektisch voneinander ab“.

Sie können beide zusammen sein, bzw. sie sind auch dann, wenn sie getrennt erscheinen, zusammen, denn in jedem *Yin* steckt ein *Yang*, und in jedem *Yang* ist ein *Yin* enthalten.

III.

Nach BURKE ist das „Verringern des Schmerzes“ als angenehmes Gefühl (als ein „positiv bewertetes Gefühl“) auf den „Schmerz“ und nicht auf ein „Vergnügen“ bezogen.

Das „Verringern des Schmerzes“ macht, nach BURKES Erfahrungen, daher nicht „Vergnügen“ und Freude, sondern bloß das, was er mit dem Wort „*froh*“ bezeichnet, um dieses Erleben eben von dem zu unterscheiden, was er „im positiven Bezug zum Vergnügen“ erlebt.

Sich im Vergnügen zu „*freuen*“ ist also nicht das Gleiche wie ein „*Frohsein*“, und umgekehrt.

Auch der „Verlust eines Vergnügens“, der sich ähnlich wie ein Schmerz anfühlt, aber genau genommen keiner ist, ist bloß ein schmerzähnlicher, d.h. ein „schmerzlicher Verlust“, aber kein direkter „Schmerz“.

Folgt man diesem Gedanken von BURKE, dann kann man, wenn man den Sonnenschein „*liebt*“, nicht „*froh sein, dass die Sonne scheint*“:

- man könnte nur sagen, dass man „*froh*“ ist, dass es zum Beispiel „*nicht regnet*“;
- darüber, dass die Sonne scheint, könnte man sich (im gegebenen Beispiel) wiederum nur „*freuen*“;
- während man sich aber nicht „*freuen*“ könnte, dass es „*nicht regnet*“.

Des weiteren hat BURKE in seinem Selbstbeobachten entdeckt, dass man die „Leidenschaften“ danach unterscheiden kann:

- ob sie sich auf die „Selbsterhaltung“;
- oder auf die „Gesellschaft“ beziehen.

IV.

Im Bezug zur Gesellschaft unterscheidet BURKE wiederum danach, ob sich diese Leidenschaften:

- auf die „Gesellschaft der Geschlechter“ (im Dienste der Fortpflanzung der Art);
- oder auf die „allgemeinere Gesellschaft“ beziehen (z.B. Mitmenschlichkeit).

In dieser Unterscheidung sieht BURKE:

- den „Schmerz“ im Zusammenhang mit der „Selbsterhaltung“;
- während er das „Vergnügen“ im Dienste der „Gesellschaft“ sieht.

Der „Schmerz“ ist für ihn das, was eine Bedrohung der individuellen Existenz ankündigt, was Angst hervorruft und dadurch zur Aktivität auffordert, während das „Vergnügen“ wiederum zur Annäherung an Mitmenschen lockt.

Die auf die „Gesellschaft“ orientierten „Leidenschaften“ könnte man daher meines Erachtens „*Freudenschaften*“ nennen, da sie mit dem „schmerzvollen Leiden“ weder direkt, noch als dessen Meidung, die ja nur „froh“ macht, etwas zu tun haben⁸.

Die auf den „Selbsterhalt“ bezogenen „echten Leidenschaften“ sind, wie das Wort ja unmittelbar aussagt, als Folge einer Bedrohung „angstvoll“ oder in ihrer Negation nur „erleichternd“ und machen daher (im Sinne von BURKE) „froh“.

Daher macht uns das, was uns vor dieser Bedrohung schützt (was die Bedrohung oder den realen Schmerz negiert, bzw. uns vom Schmerz ausnimmt), als etwas „über uns *Erhabenes*“ uns „*froh*“.

Über das „*Frohsein*“ gelangt man also nach EDMUND BURKE zu etwas, was er das „*Erhabene*“ nennt.

⁸ Auch hier wird das Bemühen um eine „monistische Reduktion“ als „Niederschlag in der Sprache“ deutlich. Wenn man nämlich das Wort „*Un-Lust*“ in den Mund nimmt, dann hat man meist, ohne es zu wollen, bereits für einen „Monismus in der Welt der Erscheinungen“ Partei ergriffen. Denn das Wort „*Un-Lust*“ dürfte man eigentlich nur für das „Verlust-Gefühl“ bei „Verlust eines Vergnügens“ gebrauchen.

V.

Zusammengefasst:

Das „negativ bewertete Gefühl“ (z.B. Angst, Schmerz, d.h. eine Leidenschaft, die in ihrer Existenz sehr wohl „direkt da ist“ , d.h. „ontologisch positiv“ ist) sowie dessen Negation (das Verringern oder die Abwesenheit von Schmerz, als etwas „im Bewusstsein als Vorstellung noch Präsentes“) ordnet BURKE dem „Selbsterhalt“ zu.

Die „positiv bewerteten Leidenschaften“ sind nach BURKE dagegen als „Vergnügen“ auf die „Gesellschaft“ bezogen

VI.

Hinsichtlich der „Negation der Leidenschaften“ gibt es ebenfalls Unterschiede:

Der „Verlust positiv bewerteter Gefühle“ (die anziehen und verbinden und daher auf die Gesellschaft hinwirken) ist „weniger nachhaltig“, als der „Verlust von Schmerz“, der einen „froh“ macht.

In diesen und jenen Gefühlen handelt es sich nämlich um „Relationen“ zwischen dem „Fühlen von etwas Tatsächlichem“ und dem „Fühlen von etwas Vorgestelltem“, welches war oder das kommen könnte.

Selbst wenn kein tatsächlicher Schmerz vorliegt, schafft (wenn eine Schmerz-Orientierung noch da ist) der „vorgestellte Bezug“ (zu einem nicht mehr oder noch nicht vorhandenen vorgestellten Schmerz) eine „Gefühls-Relation“.

Genau so verhält es sich beim „Verlust positiv bewerteter Gefühle“, bloß mit umgekehrter Wirkung:

- die Gefühls-Relation beim Vergrößern des Schmerzes „trübt unangenehm“ das Frohsein;

- während sie beim Verlust einer Freude dieses Verlustgefühl eher „angenehm dämpft“.

Da Imaginationen (als vorgestellte Bilder) logisch nicht negiert werden können, wird nämlich immer das „logisch zu negieren versuchte Bild“ positiv (ontologisch da-seiend, d.h. nicht aber wertend!) vorgestellt und dementsprechend auch gefühlt.

In ähnlicher Weise wirken (zum Beispiel beim Balancieren über ein Seil) manche bloß gutgemeinten Vorsätze.

Zum Beispiel bewirkt das innerliche Vorsprechen:

„Ich werde nicht hinunterfallen!“

genau das Gegenteil des Beabsichtigten.

Das nicht gewünschte und bloß logisch negierte „Fehlverhalten des Hinunterfallens“ wird nämlich „positiv da-seiend vorgestellt“ und dadurch auch ideomotorisch umgesetzt, was das Hinunterfallen eher fördert.

Beim Verlust positiv bewerteter Gefühle bleibt wiederum die „Vorstellung der verlorenen Freude“ weiterhin im „Gefühls-Hintergrund“, auf dem sich dann der aktuelle Zustand als Gefühl „figuriert“ und dadurch mehr oder weniger neutralisiert wird.

Es entsteht dadurch eher Gleichgültigkeit, bzw. Vergessen des Verlustes, wodurch das Verlust-Gefühl weniger nachhaltig wird als ein Schmerz-Verlust, bzw. eine Schmerz-Minderung.

In gleicher Weise hat nämlich auch die von einer Vorstellung getragene Schmerz-Verminderung ebenfalls noch die Hintergrund-Farbe des größeren Schmerzes, welcher die „relative Erlösung“ noch trübt und dadurch dessen Nachhaltigkeit erhöht.

Das Schmerz-Thema bleibt, und die Wiederkehr des Schmerzes wird erwartet, bzw. befürchtet.

Die Nachhaltigkeit des Schmerz-Themas wirkt wie ein Spinnen-Netz, in welchem das gefangene Tier kleben bleibt, und sich in ihm, gerade wegen seines negierenden Strampelns, immer mehr verklebt.

Nur eine positive Orientierung auf Freude, Brauchbarkeit für Andere usw. könnte einen aus diesem „individualistischen Kerker“ befreien.

Nicht verzweifertes Negieren, sondern eine blickwendende Umkehr wäre der Ausweg.

Dies ist aber, wie vieles im Leben, leichter vorgestellt und gesagt, als praktisch auch getan.

Dies gilt sowohl den Einzelnen in seinem individuellen Leid, als auch für die Gesellschaft insgesamt in ihrer oft auch gezielt manipulierten Schmerz-Orientierung.

VII.

Es fragt sich hier auch, in welcher Weise die Wörter „*Gesundheit*“ und „*Krankheit*“ zu diesem Gefängnis dann beitragen, wenn „*Krankheit*“ als die „Negation von *Gesundheit*“ aufgefasst wird.

Der praktische Gegensatz zu *Krankheit* ist meiner Ansicht nach nicht die *Gesundheit* (als ein „nicht vorstellbares gedankliches Konstrukt“, welches sich praktisch nur mit sogenannten „Negativen Befunden“ aufsummiert), sondern der tatsächliche Tod, der zwar als eigener Tod selbst auch nicht vorstellbar, aber dafür gedanklich unabwendbar und „sicher“ ist, und daher auch (ohne Diskussion) akzeptiert werden „muss“.

Der Gegensatz zum „mehr oder weniger Krank-Sein“ ist für mich daher der „Tod“ als ein „Nicht-Sein des Individuums“.

Sein Leben sollte man daher in dieser Hinsicht nicht am „Schmerz des drohenden individuellen Nicht-Seins“, sondern „nach Möglichkeit“ am „Sein des tatsächlichen Daseins und seinen positiven Lebens-Chancen“ orientieren.

Den Tod zu akzeptieren fällt nicht leicht:

- die Flucht in die Vision einer „diesseitigen Gesundheit“, die dann positiv (aber individualistisch) als „Lust“, bzw. als „Glück“ gesucht wird;
- oder in ein „jenseitiges Weiterleben als Individuum“ ;

liegt daher nahe.

Im zweiten Falle bricht nun in dieser „Jenseitigkeit“ erneut ein gedanklicher Dualismus auf, nämlich zwischen „Himmel“ und „Hölle“:

- dieser Dualismus erscheint dann, als „Sosein ausgemalt“, auf der einen Seite als „paradiesisches Vergnügen“ und auf der anderen als „schmerzende Hölle“;
- bloß, hinsichtlich eines „Da-Seins angedacht“, bricht dagegen „gedanklich“ die Alternative zwischen „Sein“ und „Nichts“ auf.

Wir stehen also erneut vor dem Problem, uns zu fragen, was das „Nichts“ eigentlich sein soll.

VIII.

Wir treffen hier, ähnlich wie bei den „Gefühls-Relationen“, auf ein „Zusammenwirken von Tatsächlichem mit Vorgestelltem“.

Aus dem Gegensatz:

- von dem „Da-Sein eines Seienden“;
- und dem „Nicht-Da-Sein eines Seienden in der vorhandenen Wirklichkeit, wohl aber in der Vorstellung da-seiend“;

leitet sich nämlich das Verhältnis des „logischen Gegensatzes von Sein und Nicht-Sein“ ab.

Die Logik arbeitet zwar einerseits mit Vorstellungen, ist aber andererseits unmittelbar von den Tatsachen abhängig.

Hier zeigt sich in der Logik die „logische Kraft des Daseins“.

Eine logische Aussage betrifft zwar positiv das, was als gültig behauptet wird.

Diese Aussage lebt aber gerade vom Ausschluss dessen, was der Behauptung nach „logisch nicht sein kann“.

Es reicht daher das Aufzeigen eines einzigen existierenden Falles (der innerhalb des beanspruchten Gültigkeits-Bereiches der Aussage der betreffenden Aussage widerspricht), um eine ausgesprochene oder unterstellte gedanklich-allgemeine Behauptung, dass dieser Fall nicht sein könne, zu falsifizieren.

Ich brauche zum Beispiel nur einen einzigen Deutschen herzuzeigen, der braune Augen hat, um die Behauptung, dass es ein „allen Deutschen gemeinsames Merkmal“ sei, blaue Augen zu haben, zu widerlegen.

Um diesen Gedankengang, der vermutlich bereits PARMENIDES beschäftigte, zu verstehen, ist es wichtig:

- zwischen „*nicht-sein*“;
- und „*abwesend-sein*“;

zu unterscheiden.

Das „Nicht-Sein“ bezieht sich gedanklich auf das „Sein“.

Das „Nichts“ ist aber, wie schon dargelegt, bloß ein „gedankliches Konstrukt“, das gar nicht sein kann.

Denn es wäre ja das „Wesen des Nicht-Seins“ (als des „Nichts“) gerade „nicht sein zu können“.

Das „Abwesend-Sein“ bezieht sich dagegen auf ein „Etwas“, auf ein „Seiendes“, bzw. es bezieht sich auf ein Sosein als „Merkmal“, das jenes Etwas haben könnte.

Aus dem häufigen Abwesend-Sein eines Soseins, bzw. aus dem gehäuften Feststellen, dass in einem bestimmten Fall ein bestimmtes Sosein „jedes mal“ abwesend ist, wird dann „gedanklich ergänzt“, dass es „immer abwesend sei“ und vielleicht „gesetzmäßig abwesend sein müsse“, d.h. „dass es zwingend nicht sein könne“.

Im Denken wird dadurch aus einem „logisch zwingend Abwesend-sein-Müssen eines Soseins“ ein „existenzielles Nicht-Sein von Etwas“.

Hier ergibt sich nun der gedankliche Unterschied zwischen:

- dem „Sein“, dessen Negation (als gedankliches Konstrukt eines Nicht-Seins) gerade „nicht-sein“ kann;
- und dem „Sein eines bestimmten Seienden“, das als ein bestimmtes Sosein gesetzlich in einem bestimmten Fall „nicht sein“ kann;
- und dem „Abwesend-Sein eines Seienden“, das war oder sein könnte.

IX.

Nach PARMENIDES gibt es zwei Arten des „erlebenden Erkennens“:

- zum einen gibt es das „Schauen des Da-Seins von Etwas“. Also das Schauen, „dass“ etwas ist und dass es unmöglich ist, zu „schauen“, dass etwas „nicht ist“, denn das „Nichts“ kann nicht sein. Deswegen kann man es auch nicht „schauen“. (Dass „etwas Bestimmtes“ nicht ist, das kann man nämlich nur „erinnern“ und „denken“.) Dieser Weg des Schauens des „Seins des Daseins“ (des „Seins des Seienden“), das *„ist die Bahn der Überzeugung, denn sie richtet sich nach der Wahrheit“*⁹.
- die andere Bahn bezieht sich auf das „Erkennen des Soseins von Etwas“, *„... dass es nicht ist und dass es sich gehört, dass es nicht ist. Dies jedoch ist, wie ich dir zeige, ein völlig unerfahrbarer Pfad: denn es ist ausgeschlossen, dass du etwas erkennst, was nicht ist, oder etwas darüber aussagst: denn solches lässt sich nicht durchführen;“* *„... denn dass man es erkennt, ist dasselbe, wie dass es ist.“* ... *„Betrachte mit Verständnis das Abwesende als genauso zuverlässig anwesend [wie das Anwesende]: denn nicht wird das Verständnis das Seiende vom Seienden abschneiden, von seinem Zusammenhang, wie es sich gehört, weder als ein sich überallhin gänzlich Zerstreutes noch als ein sich Zusammenballendes.“*
- *„So gehört es sich, dass du alles erfährst: einerseits das unerschütterliche Herz der wirklich überzeugenden Wahrheit, andererseits die Meinungen der Sterblichen, denen keine wahre Verlässlichkeit innewohnt. Gleichwohl wirst du auch hinsichtlich dieser Meinungen verstehen lernen, dass das Gemeinte gültig sein muss, insofern es allgemein ist.“*

⁹ PARMENIDES: zitiert nach JAAP MANSFELD (Übers.): *„Die Vorsokratiker I“*, Stuttgart 1983, Reclam 7965, ISBN 3-15-007965-9.

PARMENIDES zeigte also „schauend“ auf, „dass das Nicht-Sein nicht sein kann“ und dass das Denken den „allseitigen Zusammengang der Welt“ nicht raum-zeitlich „partialisieren“ darf. Das „Ganzes des Seienden“ sei in einer „räumlichen und zeitlichen Einheit“, bzw. als Ganzes gesehen, in einer „bewegungslosen Gegenwart“ .

Dies bedeutet also einerseits, dass es zwar Leben als Sein gibt, aber andererseits, dass der Tod nicht sein kann.

In diesem „Schauen des Seienden“ bleibt also die „Ahnung eines ewigen Lebens“.

Andererseits ergab dieses Weltbild für den PARMENIDES-SCHÜLER ZENON (in dessen gedanklicher Konfrontation mit dem Weltbild des HERAKLIT), dass es Bewegung (in welcher die Zukunft den Tod der Vergangenheit lebe), in der also „Nicht-Sein“ (als Tod, als bewegungsloses An-einem-Ort-sein) in „Sein“ (als Leben, als Bewegen) „umschlage“, nicht geben könne.

Aus ZENONS Sicht gab es dann zwar keine Bewegung, sehr wohl gab es aber ein gedanklich konstruiertes „Wissen, dass es Bewegung nicht gibt“.

Daraus ergab sich gedanklich der „platonische Gedanken-Sprung“, der nur die „Vorstellung“, welche „den Tod von etwas überdauert“ (weil wir ja sonst von keinem Dinge seinen Tod „be-dauern“ könnten), als das „eigentlich Wirkliche“ ansah.

Dass also „das Denken, bzw. die Idee das eigentliche Sein sei“, welches „dem Dasein sein Sein gibt“.

Wenn also nach PARMENIDES:

- das „Nicht-Sein“ nicht sein kann;
- wir aber über das „Nicht-Sein von Dingen“ Bescheid wissen, dann folge eben logisch, dass das „Bescheidwissen über Seiendes und scheinbar Nicht-Seiendes“ das eigentliche „Sein“ sei;
- dass also die „Idee“ das „wahre Sein“ sei, welches bereits vor der Erscheinung, als auch nach der Erscheinung, und auch „vor und nach uns, und auch außerhalb von uns“ sei;
- und dass die Erscheinung als Bewegung (die laufend und an ihrem Ende ihren Tod erleide) eben nur „Schein“ sei, bzw. nur deshalb sei (d.h. als Seiendes ihr Sein habe), weil es am „wahren Sein“, d.h. an der „über-dauernden Idee“ eben „teilhabe“.

So ergaben sich zwei Arten eines „jenseitigen Seins“:

- neben dem „geschauten Sein“ des PARMENIDES als „Existenz“ (als „Da-Sein des Daseins“);
- gab es nun bei PLATON (das bei PARMENIDES bereits gedanklich angelegte) „erdachte Sein“ als „Essenz“ (als „So-Sein“, als außerhalb des Daseins wesende „platonische Idee“);
- so wurde aus dem „erdachten Sein“ das „Sein als Denken“, bzw. das „vordenkende Sein“, in dem dann jegliches Sosein bereits „eingefaltet“ sei.

Gegen diese beiden weltflüchtigen Ansichten traten natürlich die „Anwälte des tatsächlichen Seins“ auf, die Anwälte des geschichtlich-praktischen Daseins, in welchem So-Sein und Da-Sein zur untrennbaren Einheit verbunden sind.

Diese Anwälte widersprachen dann vehement den weltflüchtigen Ansichten:

- welche zwar für ihr „Denkens über das Sein“ das „praktische Dasein“ als brauchbaren Steigbügel benutzten;
- dann aber das „praktische Dasein“ undankbar vergaßen und sogar missachteten.

EDMUND BURKE war nun einer, der (allerdings notwendig im Rahmen der Sprach-Zwänge seiner Zeit) erneut versuchte, in seiner „inneren Erfahrung“ wieder von diesem vergessenen praktischen Dasein auszugehen.

X.

In diesem Ausgehen vom eigenen Erleben seines eigenen praktischen Daseins war (beim Verlust eines Vergnügens im sozialen Bezug) zu entdecken:

- wie das aktuelle Verlust-Gefühl vom „Gefühls-Hintergrund des verlorenen größeren Vergnügens“ aufgehellt wird.

Dieses Aufhellen hat aber seine Grenzen:

bei zunehmenden Verlust wird nämlich das „sozialbezogene Individuum“ auf sich selbst zurückgeworfen, und die vom „verlorenen größeren Vergnügens“ genährte „Hoffnung“ schlägt in individualistische, bzw. existenzielle „Verlust-Angst“ um.

Hier wird konkret erlebbar:

- dass im Erleben ganz deutlich zwischen einem „lockenden und verknüpfenden Vergnügens“;
- und einer „existenziell bindenden Liebe“ (auch mit dem „Abwesenden“ verbindend) unterschieden werden kann.

Der „Verlust eines Vergnügens“ mag „schmerzlich“ (d.h. nur schmerzhaft und daher kein eigentlicher Schmerz) sein, der drohende oder reale „Liebes-Entzug“ ist aber ganz konkret ein existenzieller Schmerz!

Wenn dann das letztlich Befürchtete tatsächlich eintritt und der Mensch isoliert und total auf sich selbst zurückgeworfen wird, dann bewirkt diese „existenzielle Tatsache der Isolation“ einen unmittelbaren Schmerz, der sich auch körperlich intensiv und direkt anfühlt, der also doppelt schmerzt.

Wenn also irgendwo¹⁰ „scheinbar friedfertig“ geraten wird, Kinder nicht körperlich zu schlagen, sondern ihnen einen „Liebes-Entzug“ anzudrohen oder ihnen einen solchen „portioniert“ spüren zu lassen, weil dies beim Menschen (im Sinne einer Dressur) viel wirksamer sei als eine körperliche Züchtigung:

- dann ist dies bloß ein „technologischer“ Vorschlag eines (oberflächlich betrachtet) vorerst wirksameren Verfahrens, und noch keineswegs ein humaner Rat.

Bezogen auf das „Denk-Modell von *Yin* und *Yang*“, könnte hier die Frage angeschlossen werden, wie letztlich eine „bestätigte soziale Verlust-Angst“ den Menschen isoliert und auf seinen Selbsterhalt zurückwirft, wodurch *Yang* in *Yin*, bzw. *Yin* in *Yang* umschlägt.

Wenn also aus dem „offenen Sozialen“ (das auch für das „Abwesende“ solidarisch liebend und Liebe empfangend offen ist) ein „absolut isoliertes Privates“ wird, dann unterscheidet sich diese „real bestätigte Verlust-Angst“ nicht mehr von „individuell körperlichem Schmerz“.

In dieser Situation kann man dann auch „hinsichtlich der Gesellschaft“ vielleicht „*froh*“ sein, wenn einem jemand aus dieser „schmerzenden Isolierung“ befreit und einen als ein „Erhabener“ umarmt.

¹⁰ JOHN LOCKE gab in seinen „*Gedanken über Erziehung*“ einen solchen Hinweis. Es gibt auch (als „vorbildlich friedfertig“ gepriesene) Kulturen, in denen dies im gegenseitigen Umgang auch äußerst wirksame Praxis ist.

Dass man dadurch nicht nur „*froh*“ wird, sondern dass auch direkte „*Freude*“ aufkommt, liegt nahe.

Dieser Gedanke soll aber nicht die Beobachtung BURKES wegweisen, dass das angenehme Gefühl des Verringerns eines auf den Selbsterhalt bezogenen Schmerzes zwar eine Ähnlichkeit mit einem Vergnügen hat, aber von einem „positiven Vergnügen“, und sei dieses auch nur ganz schwach, unterschieden werden sollte.

XI.

Wenn man Schmerz verliert oder ihm entgeht, dann bezeichnet BURKE, wie schon dargelegt, diese „relative Befindlichkeit“ als „*froh*“, und alles, was uns „*froh*“ macht, führt zum mächtig schützenden „*Erhabenen*“ (das uns aber auch schaden kann, aber uns möglichst schonen sollte).

Ein macht-orientiertes Weltbild, das akzentuiert auf Schuld, Furcht und Angst aufgebaut ist, führt uns daher in seiner Einseitigkeit notwendig zu einem auf den Selbsterhalt fixierten und zu einem nach Macht lechzenden „Individualismus“.

Wenn dann Religiosität ins Spiel kommt, entsteht das Bild und der Begriff eines furchteinflößend-mächtigen und gnädig-erhabenen Gottes, bzw. eines Gottes der Schmerzen.

Ganz nahe liegt hier auch die Unterscheidung in sog „erfolgsmotivierte“ und sog. „misserfolgsmotivierte“, d.h. eine Schuld antizipierende Menschen.

Die „misserfolgsmotivierten Menschen“ hätten hier eine Nähe zu „extrem selbsterhalt-bezogenen Menschen“, die bestenfalls „sehr froh“ sein können, während die „erfolgsmotivierten Menschen“ eher in „Richtung der

Gesellschaft“ neigen und sich über ihren Erfolg auch „freuen“ können.

Alles, was im Bezug zum Selbsterhalt froh stimmt, das nennt BURKE, wie schon dargelegt, „erhaben“, während für ihn der Bezug zur Gesellschaft im positiven Fall „Vergnügen“ bringt, welches zur Annäherung motiviert (wie Sympathie und Liebe) und (als Gegenbegriff zum „Erhabenen des Selbsterhalts“) zum „Schönen“ führt.

Es wird hier ganz deutlich, dass im Falle einer „Einseitigkeit hinsichtlich des Gesellschaftsbezuges“, wiederum ein ganz anderes Weltbild (statt des Weltbildes der Schuld eher eines des Erfolges) entsteht, und im Falle der Religiosität das Bild eines „Gottes der Liebe“ aufsteigt.

Diese beiden Extreme machen gedanklich eine „Mitte“ (zwischen den beiden einseitigen Begriffen) als ein mögliches „Feld der Religiosität“ sichtbar

XII.

Seine eigene Meinung über religiöses Erleben kann man ganz unterschiedlich zur Sprache bringen:

- man kann sich, von den der Kausalität folgenden naturwissenschaftlichen Theorien ausgehend, einen Gottesbegriff „logisch zu erdenken versuchen“;
- man kann auch überlieferte Berichte als göttliche Offenbarungen betrachten und diese zur „theoretischen Grundlage des logischen Weiterdenkens“ nehmen;
- man kann aber auch Berichte von Menschen, die über ihr eigenes religiöses Erleben (wie in der Mystik) berichteten, als Ausgangspunkt nehmen und dann weiterdenken.

Alle diese Verfahren sind sogenannte „deduktive Verfahren“, die etwas Berichtetes, bzw. etwas schon in eine Theorie Umgesetztes, als Prämisse setzen und dann „ableitend“ weiterdenken.

- Nun gibt es aber auch solche Zugänge zur Religiosität, die (sicher auch beeinflusst von einem Weltbild) Zugang zum eigenen religiösen Erleben suchen und dieses dann (im Einklang oder auch im Widerspruch zum eigenen Weltbild) zur Sprache bringen.

Diese von der eigenen Erfahrung ausgehenden Verfahren einer „Inneren Empirie“ nennt man „induktiv“. Die Berichte der Mystiker könnten zum Beispiel als Ergebnis einer solchen „induktiven Methode“ betrachtet werden.

Wenn man sich nun diesen aus meditativer Erfahrung stammenden Berichten über Religiosität gedanklich nähern möchte, dann gelingt dies aber nur, wenn man sich selbst (in seinem eigenen Erleben) an jenes Erleben vorarbeitet, das dem berichteten Erlebnis nach eigenem Dafürhalten ähnlich sein könnte.

Wenn man auf dieser Erlebens-Basis dann Berichte aus unterschiedlichen Kulturen betrachtet, dann kann man aufgrund des eigenen Erlebens oft ganz widersprüchlich erscheinende Berichte, die im „kultur-historischen Sortieren“ einander oft schroff gegenübergestellt werden, und die sich auch in der Praxis gegenseitig theoretisch und praktisch zu vernichten suchen, sehr wohl miteinander vereinbaren.

Es wird dann zum Beispiel deutlich:

- dass die einseitige Betonung der Schuld zu einem „sich selbst rettenden Individualismus“ und zum „rettenden oder vernichtenden Erhabenen“, sowie zu einem dementsprechenden Gottesbild führt, in welchem dann im günstigen Fall ein Gott wie ein kalkulierbarer, zufriedenzustellender und verlässlicher Vertrags-Partner erscheint, der aber in jedem Falle die Bedingungen diktiert;
- während beim einseitigen Betonen des „Erlebens des mitmenschlichen Zusammenhanges“ aus der Erlebens-Tiefe wiederum ein ganz anderes Gottesbild, nämlich eines Gottes der Barmherzigkeit und Liebe, aufsteigt.

XIII.

Nun neigt aber unser logisches Denken dazu, jedes Erleben „beim Wort zu nehmen“ und „festzunageln“, wodurch im vorliegenden Falle ein „Entweder-Oder“ erzeugt wird:

- so hat der christliche „Gott des Alten-Testaments“ eine Schlagseite zum mächtigen „Erhabenen“;
- während der christliche „Gott des Neuen-Testaments“ eine Betonung der „Liebe“ zeigt.

Nun gibt es aber auch eine dritte Auffassung, welche die Einseitigkeit dieser beiden „Gottes-Bilder“ durchschaut, und auf meditativem Weg eine „bildlose Mitte“ zwischen diesen beiden Extremen zu treffen versucht.

Diese Suche meidet also:

- sowohl das „beeindruckende Erhabene“;
- als auch das „anziehende Schöne“;
- und sucht über das „Fade“¹¹ und das „Geschmacklose“, also über das „unscheinbar Einfache“ im „Hier und Jetzt“ (in einem „Eins-Sein mit der Welt“) in die Tiefe der Dinge und des eigenen Erlebens zu gelangen.

Die Erfahrungen dieser meditativ fortgesetzten Suche wurden ebenfalls mit großer Wortgewalt zur Sprache gebracht.

Dies führte zu dem Ergebnis, dass auch diese „bildlose Mitte“, die in der inneren Erfahrung eigentlich eher als ein „zu den Bildern hin offenes und jene erfüllendes Feld“ erscheint, letztlich wiederum als die meditativ erreichbare „Leere“ festgenagelt wurde.

- Es wurde dadurch ein „bildloses Gottes-Bild“ in das „gedankliche Nichts“ der „gedanklichen Mitte zwischen den beiden Bildern“ („Erhabenheit“ und „Liebe“) eingeschperrt, d.h. es wurde dort „bildlos verortet“.

¹¹ Vgl. hierzu FRANCOIS JULLIEN: „Über das Fade – eine Eloge zu Denken und Ästhetik in China“. Berlin 1999, ISBN 3-88396-151-5.

XIV.

Nun kann man wiederum diese drei „Gottes-Käfige der Theorie“ als drei „verknöcherte Einseitigkeiten“ durchschauen, und dann als Wiedergutmachung versuchen, diese drei „Gottes-Käfige“ in einer Dreiheit, d.h. in einer „Trinität von drei Personen“, gedanklich zu „vereinen“:

- der „Käfig der Mitte“, wird als „Gottheit“ zum „hl. Geist“;
- die „mächtige Erhabenheit“ als schöpfer und gerecht strafender „Gott“ wird zum „Vater“;
- die „tatsächliche Liebe“ wird zum mitmenschlich wirkenden und sprachlich verbindenden „Sohn“.

XV.

EDMUND BURKE ordnet:

- dem „Erhabenen“ unter anderem das „Dunkle“;
- dem „Schönen“ dagegen das „Helle“ zu.

Diese Zuordnung entspricht der Zuordnung von „hell“ und „dunkel“ zu *Yang* und *Yin*:

- *Yin* wird als das Dunkle;
- vom *Yang* als dem Hellen unterschieden.

Im *traditionellen chinesischen Denken* wurde das dunkle *Yin* dem Weiblichen und das helle *Yang* dem Männlichen zugeordnet. Man könnte daher nun geschlechtsspezifisch weiterfragen:

- ob und warum Frauen im Mann vorwiegend das „mächtig Erhabene“ suchen;
- und ob und warum umgekehrt Männer vorwiegend durch das „Liebe und Schöne“ der Frauen angezogen werden.

Dies ist eine Überlegung wert, denn es wird, wie schon angemerkt, im *traditionellen chinesischen Denken* (insgesamt gesehen):

- das Weibliche (als *Yin*) als das „Dunkle“ betrachtet, das nach BURKE im „Frohsein“ dem „Erhabenen“ (dem Mächtigen) nahe liegt;
- während das Männliche (als *Yang*) als das „Helle“, das nachhaltig und umfassend „gesellschaftlich Sorgende, Denkende und Schützende“ gilt.

Das hinsichtlich der „Existenzsicherung der Brut“ besorgte und emotional „dunkel“ geführte Weibliche würde dann das „mächtig Erhabene“ (das ebenfalls „dunkle“) suchen, welches schützend von Angst befreit und „froh“ macht. Gesucht wäre also dann das „erhaben-tüchtige Männliche“:

- das weibliche *Yin* sucht dann also im Männlichen (im *Yang*) das „*Yin im Yang*“;
- während das Männliche (*Yang*) wiederum im Weiblichen (*Yin*) das „*Yang im Yin*“ als das Schöne, Zärtliche, Vereinigende usw. sucht.

In diesem Verhältnis wird also nicht das „Andere“ gesucht, sondern das „Gleiche im Andern“.

Es gibt aber nicht nur dies, sondern auch den Gegensatz hierzu, wenn zum Beispiel das *Yin* das „*Yang im Yin*“, bzw. wenn das *Yang* das „*Yin im Yang*“ sucht, was zur gleichgeschlechtlichen Bindung führt.

Es würde dann in diesem Gedanken-Modell ganz „natürlich“ beides geben:

- „*Wenn sich Gegensätze anziehen*“, dann wird „im Entgegengesetzten das Gleiche“ gesucht;
- „*Wenn sich gerne Gleich zu Gleich gesellt*“, dann wird im „Gleichen das Entgegengesetzte“ gesucht.

XVI.

Wir können diesen Gedanken noch etwas differenzieren.

Wir wollen das „Nehmen“ vom „Geben“ unterscheiden und sowohl im Nehmen als auch im Geben weiter unterscheiden.

Dadurch entstehen:

- zwei gegensätzliche Arten des Nehmens;
- und zwei gegensätzliche Arten des Gebens.

Das „Nehmen“ können wir als etwas „Anziehendes und Zentrierendes“ (wenn man will könnte man dies dem *Yang* zuordnen), das „Geben“ dagegen als etwas „Öffnendes und Weitendes“ betrachten (und dem *Yin* zuordnen).

Beim „Nehmen“ (dem *Yang*) könnten wir wieder unterscheiden:

- ein „zentrierendes Nehmen“ als ein individualistisch „verschlingendes Raffens“ (wo also das „*Yang im Yang*“ betont wäre);
- und ein „weitendes Nehmen“ als ein solidarisch-soziales „In-Schutz-Nehmen“ (wo das „*Yin im Yang*“ betont wäre).

Ebenso beim Geben (beim *Yin*):

- einerseits gibt es ein „weitend-investierendes Geben“ als ein individualistisch erwartendes Werben (wo das „*Yin im Yin*“ betont wäre);
- andererseits gibt es ein „zentrierend loslassendes Geben“ als bedingungslos loslassendes soziales Schenken (wo das „*Yang im Yin*“ betont wäre).

XVII.

Nun könnten wir wiederum die „Akte“ (Bewegung, *Yang*) des Gebens und des Nehmens von dem „Material“ (Ruhe, *Yin*) des Gegebenen, bzw. des Genommenen unterscheiden.

Lassen wir aber, um den Gedanken zu vereinfachen, diese wichtige Unterscheidung vorerst weg, dann ergibt sich:

- dass ein *Yin* in zwei Arten „geben“;
- und in zwei Arten „nehmen“ kann.

Gleiches trifft auf das *Yang* zu.

Verbinden wir diese vier Arten, dann erhalten wir sowohl für *Yin* als auch für *Yang* jeweils zwei Arten des Suchens:

- *Yang* sucht „*Yin im Yin*“;
- *Yang* sucht „*Yang im Yin*“;
- *Yin* sucht „*Yin im Yang*“;
- *Yin* sucht „*Yang im Yang*“.

Stellen wir aber *Yang* mit *Yang* oder *Yin* mit *Yin* gegenüber, dann erhalten wir jeweils nur zwei Suchmöglichkeiten:

- *Yang* sucht „*Yin im Yang*“;
- *Yang* sucht „*Yang im Yang*“.

bzw.

- *Yin* sucht „*Yang im Yin*“;
- *Yin* sucht „*Yin im Yin*“.

Wobei nun die Frage aufkommt, ob, wenn *Yang* das „*Yang im andern Yang*“ sucht, sich beide *Yang* abstoßen, bzw. ob es zum Kampf kommt.

Die Gleiche Frage stellt sich natürlich auch für das *Yin*.

XVIII.

Die hier etwas verwirrenden Zuordnungen zu *Yin* und *Yang* sollten auch verdeutlichen:

- dass „*Yin und Yang*“;
- letztlich nur „*so und anders*“ bedeutet.

Das intellektuell differenzierende Zuordnen von:

- *Yin* zu *Ruhe, weitend, weiblich, usw.*,
- und *Yang* zu *Bewegung, zentrierend, strukturierend, männlich, usw.*

nimmt immer mehr die Form eines verkrampft-intellektuellen Verfahrens an.

Oft führt diese Gedanken-Artistik nämlich zu gedanklich kaum, bzw. oft auch gar nicht mehr nachvollziehbaren Analogien.

Diese Analogien stützen sich oft auf beliebig herausgegriffene Details, die nur im jeweiligen Kontext Sinn machen, dann aber trotzdem verallgemeinert werden.

In unserem Denken haben wir uns daher nicht nur:

- vor den anfangs erwähnten „monistischen Reduktions-Zwängen“;
- sondern auch vor der „gedanklichen Kombinations-Lust“;
- und vor der „Lust, Analogien fest-zu-stellen“;

in Acht zu nehmen.

Ein „gedanklicher Blick auf die Praxis“ und das „Schauen auf die Tatsachen selbst“ ist in diesen Fällen immer heilsam.

Aber auch der Blick auf die Tatsachen selbst, das unmittelbare Schauen der äußeren Natur, bzw. des inneren Erlebens, hat ebenfalls seine Gefahren:

- das Abdriften in rationales Spekulieren hatte nämlich oft den Verlust der Realität zur Folge;
- was wiederum, um jene Einseitigkeit zu heilen (d.h. um sie wieder ganz zu machen), dazu führte, dass man das Schauen der Tatsachen letztlich ebenfalls einseitig überbetonte.

Die Wende zu den Tatsachen führte zwar vorerst, wie bei den FRÜH-ROMANTIKERN, immer wieder hin zur Realität und zu ganzheitlichen Sichtweisen, aber sie schlug bald in die andere Einseitigkeit, in einen schwelgenden oder wühlenden „Gefühls-Kult“ um.

So pendelt eben die „sprachgewalttätige Gescheitheit“ immer zwischen:

- „rationaler Besserwisserei“;
- und „inbrünstiger Gefühls-Tümelei“;

hin und her.

So beschimpfen eben auch immer wieder:

- die auf ihren Bauch vertrauenden Gefühls-Tümler „zu“ Recht die einseitigen Besserwisser;
- und die sich auf ihren Kopf verlassenden Besserwisser beschimpfen „zu“ Recht die einseitigen Gefühls-Tümler;

ohne aber jeweils selbst besser zu sein:

- und sich dann auch „mit“ Recht empören zu „können“.

Es gibt also auch heute noch genug Stühle, zwischen die man sich setzen kann.

Man könnte also an das eingangs geschilderte Schicksal von ADAM MÜLLER zurückdenken und mit der Bemerkung:

- „*Quod demonstrandum erat!*“¹²

einen Gedanken-Abschluss finden.

Aber so deutlich stehen die vielen Stühle gar nicht da, dass man sich wirklich zwischen alle setzen könnte.

Letztlich landet man doch auf einem Stuhl, ohne sich dessen auch immer bewusst zu sein.

XX.

Einige „Analogien“ sollen dieses „Panorama der Stühle“ skizzieren.

Bisher wurde nur aufgezeigt, dass es auf der einen Seite die „Besserwisser“ und auf der anderen Seite die „Gefühls-Tümler“ gibt.

Projizieren wir diese Unterscheidung in das „*Yin-Yang-Modell*“, wo in jedem *Yin* ein *Yang* und in jedem *Yang* ein *Yin* steckt.

Aus dieser Sicht ist kein Besserwisser ohne Gefühl, und kein Gefühls-Tümler ist ohne Wissen.

¹² Mit diesem lateinischen Satz, (auch in der Form: „*Quod erat demonstrandum!*“) wurden logische und später mathematische Beweise pathetisch abgeschlossen. Wörtlich bedeutet der Satz: „*Was zu zeigen war!*“ er würde aber umgedeutet im Sinne „*Was zu beweisen war!*“

Mit diesem Denkmodell im Hintergrund und mit Blick auf die Praxis gibt es dann:

- „kalte Besserwisser“, die ihr Besserwissen in ihre „lauwarmen Gefühle“ tauchen und damit ihr Wissen mit Gefühl veredeln. Dies macht heute mancher Naturwissenschaftler, der sein Wissen mit (für ihn etwas nachfühlbaren) Berichten aus der Mystik veredelt. Dieser Typ produziert dann ein Wissen, ähnlich wie ein in warme Schokolade getauchtes „Eis am Stiel“. Dieser Typ lässt also seine Gefühle am „Eis seines Besserwissens“ anfrieren.
- umgekehrt gibt es nun „warme Gefühls-Tümler“, die das in ihnen liegende Besserwissen dazu nutzen, die „Glut ihrer Gefühle“ anzuheizen. Die also das „Öl des Wissens“ in das „Feuer ihrer Gefühle“ gießen und dort verbrennen. Dies ist aber gar nicht so einfach, wie jene wissen, die bei Eiseskälte Probleme beim Starten ihres Dieselmotors hatten. Das Dieselöl musste nämlich vorgeglüht werden, damit es dann eine Kettenreaktion des Verbrennens erzeugte.

Läuft dann der Motor, dann gibt es wiederum unterschiedliche Fahrer:

- die einen sind „froh“ einer Katastrophe des Erfrierens in der Einsamkeit entkommen zu sein, d.h. sie sind „froh“ über und „dankbar“ für das „erhabene Wunder“, dass der Motor doch anspringt;
- die anderen wiederum „freuen“ sich über das „erwartete Anspringen des Motors“ und empfinden „Vergnügen“ am kräftigen Motorgeräusch.

Dieser zweite Typ neigt nun wiederum dazu, beim Genuss des „im Leerlauf laufenden Motors“ zu verweilen und mit dem Gasgeben zu spielen, ohne der Gang einzulegen und tatsächlich los zu fahren.

Manchen packt wiederum der lustvolle Übermut und er legt den falschen Gang ein, wodurch dann der Motor, trotz oder gerade wegen des vermehrten Gasgebens, unter Umständen absäuft. Hier wird dann die „Glut der Gefühle“ durch ein „Übermaß an kaltem Wissen“ gelöscht.

Man könnte das Spiel mit dieser Analogie weitertreiben, bis dann ganz deutlich wird, dass alle Vergleiche etwas hinken.

Das Beobachten dieses Spieles, macht aber auch deutlich, dass die „brennenden Gefühle“ eigentlich „zur Tat drängen“, dass also der Motor zum Fahren da ist.

Da es nun aber möglich ist:

- den Gang nicht einzulegen und hedonistisch sich am Leerlaufen des Motors zu berauschen;
- kann man auch auf die Idee kommen, das Laufen des Motors nicht als „Lustkonsum“ zu nutzen, sondern zum „Erkenntnisgewinn“ zu beachten.

Um Erkenntnis zu gewinnen, gießt man dann aber nicht Öl ins Feuer, um es dort zu verbrennen, sondern man versucht, die Glut der Gefühle zu umgehen und sie nicht in ihrem „handlungsorientierten Wert-Sein“ nutzlos abzufakeln. Es geht ja nun darum, das sie begleitende „Sosein des Erlebens“ in Wissen zu verwandeln.

Man hält sich daher in diesem Falle zurück:

- sowohl mit seinen Gefühlen;
- als auch mit seinem Vor-Wissen
- und versucht das, was da „läuft“, unmittelbar zu beachten;
- und dessen Sosein als „Phänomen“, d.h. als Erscheinung, in Wissen zu verwandeln.

Man meidet also:

- sowohl das Anfachen der Gefühle;
- als auch das vorwitzige Besserwissen.

Man beachtet dann gezielt das, was im „Hier und Jetzt“ läuft und versucht dann, diese „Lage des Erlebens“ achtsam bis zum Umsetzen in die Tat weiter zu verfolgen, und all das in sein Besserwissen einzubringen.

So gibt es eben:

- Besserwisser, die ihr „kaltes Wissen“ wie ein „Eis am Stiel“ mit der „Schokolade der Gefühle“ überziehen und diese Gefühle als „Wissen“ anfrieren;
- es gibt Gefühls-Tümler, die ihre „warmen Gefühle“ dazu nutzen, ihr Besserwissen vorzuglühen, damit sie dieses Wissen dann als Bekenntnis wie Öl ins Feuer ihrer inbrünstigen Gefühle gießen können;
- und es gibt Besserwisser, die asketisch sowohl ihr Vorwissen als auch ihre Gefühle zurückhalten, um als „Voyeure ihres Erlebens“ ihr Besserwissen zu bereichern;
- und es gibt viele andere erfolgreiche und weniger erfolgreiche Typen, die sich darüber freuen, *„dass noch niemand weiß, dass ich Rumpelstilzchen heiß!“*